

Hauptwerke: 1728 *Redekunst*; 1730 *Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen*; 1732 *Der sterbende Cato* (Tr.); 1748 *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst*; 1757–65 *Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Dramatischen Dichtkunst*.

Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen (Auszüge)

Gottscheds »*Versuch einer Critischen Dichtkunst*« ist Teil einer »*Lebens- und Kunstreform*« für das deutsche Bürgertum des 18. Jahrhunderts (Fritz Brüggemann). Sie bricht zwar grundsätzlich mit der Regel- und Anweisungspoetik des 17. Jahrhunderts, engt aber ihrerseits die Poesie auf den Bereich des »*Vernünftigen*« ein. Gottscheds Klassizismus beruht auf poetologischen Regeln, die in Anlehnung an Christian Wolffs Methode der philosophischen Reduktion gewonnen sind. Im Mittelpunkt seiner Poetik steht der aristotelische Grundsatz von der »*Nachahmung der Natur*« und des Horaz Forderung, wonach »*prodesse et delectare*« Aufgabe der Dichtkunst sei. Gottsched fordert vom Dichter neben Einbildungskraft und Gelehrsamkeit auch Geschmack. Doch »*Geschmack*« ist nichts Subjektives; er ist »*gut*«, wenn er »*mit den Regeln übereinkommt, die von der Vernunft . . . festgesetzt werden*«. Die Regeln der Vernunft sind für Gottsched gleichbedeutend mit den Gesetzen der Natur, weshalb Regeltreue als *Naturtreue*, das heißt *Naturnachahmung*, gesehen werden kann. Unter *Naturnachahmung* ist freilich nicht realistische Wirklichkeitsnähe zu verstehen, sondern *Wahrscheinlichkeit*: »*Ähnlichkeit des Erdichteten mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt*«, oder »*Übereinstimmung der Fabel mit der Natur*«. Sie ist ihm das wichtigste Argument für strenge (und enge) Auslegung des Prinzips der drei Einheiten im Drama, der vor allem Lessing mit scharfer Kritik begegnete.

Aus dem dritten Kapitel des ersten Teils:

Vom guten Geschmack eines Poeten

Nunmehr wird es leicht sein, die Beschreibung des guten und übeln Geschmackes zu machen: Jener ist nämlich der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung richtig urteilende Verstand, in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntnis hat. Dieser hergegen ist ebenfalls der Verstand, der nach der Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urteilt, aber sich in solchen seinen Urteilen betrüget. Ich rechne zuvörderst den Geschmack zum Verstande, weil ich ihn zu keiner andern Gemüts-Kraft bringen kann. Weder der Witz, noch die Einbildungs-Kraft, noch das Gedächtnis, noch die Vernunft können einigen Anspruch darauf machen. Die Sinne aber haben auch gar kein Recht dazu, man müßte denn einen sechsten Sinn davon machen wollen. Ich sage aber, daß er ein urteilender Verstand sei: weil diejenigen, so ihn wirklich zu Unterscheidung der Dinge anwenden, entweder äußerlich oder doch innerlich den Ausspruch tun: Dies ist schön und jenes nicht. Ich setze ferner, daß sich dieses Urteil auf die bloße Empfindung gründe, und verstehe die innerliche Empfindung einer schönen Sache, die entweder wirklich außer uns vorhanden ist oder von unsrer eignen Phantasie hervorgebracht worden: Wie z. E. ein Maler sich in Gedanken einen Entwurf eines Gemäldes machen und nach seinem Geschmacke von der Schönheit desselben urteilen kann. Es muß aber diese Empfindung einer solchen Sache uns notwendig die Schönheit eines Dinges vorstellen: Denn diese allein ist es, womit der Geschmack zu tun hat. Man entscheidet dadurch niemals eine andre Frage als: Ob uns etwas gefällt oder nicht? Das Wohlgefallen aber entsteht allezeit aus einer Vorstellung der Schönheit, sie mag nun eine wirkliche oder vermeinte sein. Diese Schönheit wird aber nur undeutlich, obwohl sehr klar, empfunden, weil derjenige, dem sie ge-

fällt, nicht imstande ist zu sagen, warum sie ihm gefällt. Zum wenigsten wird der größte Teil derselben keine Deutlichkeit haben. Denn sobald man von einer Schönheit zu zeigen vermögend ist, aus was vor Vollkommenheiten dieselbe eigentlich entsteht: Sobald wird der Geschmack von der Sache in eine gründliche Einsicht verwandelt, wie bereits oben gewiesen worden. Endlich unterscheide ich den guten Geschmack vom übeln durch das Beiwort richtig, so ich zu dem Urteile setze. Wer einen guten Geschmack hat, der muß richtig von der klar empfundenen Schönheit eines Dinges urteilen, das ist, nichts vor schön halten, was nicht wahrhaftig schön ist: und nichts vor häßlich erklären, was nicht häßlich ist. Der Probiertein dieses Urteiles darf nicht weit gesucht werden. Man findet ihn in den Regeln der Vollkommenheit, die sich vor jede besondere Art schöner Dinge, als da sind Gebäude, Schildereien, Musiken usw., schicken und von rechten Meistern derselben deutlich begriffen und erwiesen worden. Derjenige Geschmack ist also gut, der mit den Regeln übereinkommt, die von der Vernunft in einer Art von Sachen allbereit festgesetzt worden.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung und Erklärung des guten Geschmackes überhaupt wird es leichtfallen, den guten Geschmack in der Poesie zu erklären. Es ist nämlich derselbe eine Geschicklichkeit, von der Schönheit eines Gedichtes, Gedankens oder Ausdruckes recht zu urteilen, die man größtentheils nur klar empfunden und nach den Regeln selbst nicht geprüft hat. Und aus dieser Beschreibung ist es nunmehr leicht zu begreifen, daß ein jeder Poet von Rechts wegen damit versehen sein solle.

Es lassen sich aber aus dieser Erklärung alle die schweren Fragen beantworten, die von dem Geschmacke schon aufgeworfen worden. Man will wissen: Ob der Geschmack mit dem Menschen geboren oder erst allmählich erlanget werde? Ich wollte dabei fragen: Ob der Verstand, Witz und Geist eines Poeten mit ihm geboren würden? Denn eben das, was man mir hier antworten wird, kann auch jenem Zweifel ab-

helfen. Wir bringen wohl nichts mehr als die bloße Fähigkeit mit uns zur Welt. Diese ist nun freilich größer oder kleiner und tut sich entweder bald oder spät hervor: Die Art der Auferziehung bringt sie allererst ins Gedächtnis. Sie muß erweckt, angeführt, von Fehlern gesäubert und auf dem guten Wege so lange erhalten werden, bis sie ihres Tuns gewiß wird. Der Geschmack ist also dem Menschen so was Natürliches als seine übrige Gemüts-Kräfte. Ein jeder, der Sinne und Verstand hat, besitzt auch eine Geschicklichkeit, von der Schönheit empfindlicher Dinge zu urteilen. Und solange diese nicht ihre Natur und Eigenschaften verlieren, wird ein jedes vernünftiges Wesen davon sagen können, ob sie ihm wohl oder übel gefallen.

Aus dem sechsten Kapitel des ersten Teils:

Von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie

Überhaupt ist von der Wahrscheinlichkeit dieses anzumerken, daß oft eine Sache, die an sich unglaublich und unmöglich aussieht, durch den Zusammenhang mit andern Begebenheiten und unter gewissen Umständen nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich und glaublich werden könne. Dahin gehören, zum Exempel, viele Fabeln, wo die Götter oder andre Geister darzwischenkommen. Diesen trauet man größere Kräfte zu als bloßen Menschen: wenn nun dieselben, einem Helden oder sonst einem von ihren Lieblingen zu Gefallen, was Außerordentliches unternehmen, so man sonst nicht glauben würde, so wird dieses ebendadurch wahrscheinlich, wenn es nur nicht an und vor sich selbst unmöglich ist. Hierwider hat nun Homerus gewiß verstoßen, wenn er den Vulkan solche künstliche Werke verfertigen läßt, die ganz unbegreiflich sind. Er macht Dreifuße, die von sich selbst in die Versammlung der Götter spazieren. Er schmiedet goldene Bildsäulen, die nicht nur

reden, sondern auch denken können. Er macht endlich dem Achilles einen Schild, der eine besondere Beschreibung verdient. Erstlich ist er mit einer so großen Menge von Bildern und Historien gezieret, daß er zum wenigsten so groß müßte gewesen sein als des Tasso¹ diamantner Schild aus der himmlischen Rüstkammer, dessen oben gedacht worden. Vors andre sind seine Figuren auf dem Schilde lebendig, denn sie rühren und bewegen sich, so daß man sich selbige wie die Mücken vorstellen muß, so rund um den Schild schweben. Vors dritte sind zwei Städte darauf zu sehen, die zwei verschiedene Sprachen reden und wo zwei Redner sehr nachdrückliche und bewegliche Vorstellungen an das Volk tun. Wie ist das alles möglich, auch durch eine göttliche Macht, zuwege zu bringen? Kurz, Homerus hat sich versehen und die Wahrscheinlichkeit nicht recht beobachtet.

Ebendas kann man von seinen Göttern sagen, die er ärger als die unvollkommensten Menschen geschildert hat. Sie sind wie Menschen geboren, verheiraten sich wie Menschen und vermehren ihre Geschlechter wie Menschen. Sie sind allen unsern Leidenschaften, Krankheiten, ja gar der Gefahr des Todes unterworfen. Sie werden verwundet, vergießen Blut und haben sogar einen Balbier nötig. Sie zanken sich, drohen einander Schläge und verspotten sich wie die kleinen Kinder. Es ist wahr, daß zu Homeri Zeiten die Lehre von Gott noch in dicken Finsternissen gesteckt. Die Philosophen hatten sich noch nicht auf die Untersuchung der göttlichen Natur geübt, und von einer Offenbarung wußte man nichts. Was uns also sehr unwahrscheinlich vorkommt, konnte damals dem Volke sehr wahrscheinlich klingen. Dem ungeachtet hätte doch Homerus die Gottheiten nicht so verächtlich abbilden sollen, als er getan. Man hielt sie zwar größtenteils vor gewesene Menschen, aber doch vor solche, die vergöttert, das ist in einen vollkommenen Zustand versetzt worden. Dieses hätte also aus ihren Beschreibungen erhellen müssen,

1. Torquato Tasso (1544-95), ital. Dichter, Hauptwerk das Epos »Gerusalemme liberata«, eine Verbindung von Ritterroman und klass. Epos.

damit man desto mehr Ehrerbietung vor ihnen bei sich empfunden hätte. Da dieses nun der Poet nicht getan, so sind einige auf die Gedanken gekommen, er habe mit Fleiß die Götter so lächerlich beschrieben, um die ernsthaften Taten seiner Helden mit was Lustigem abzuwechseln und also dem Ekel seiner Leser zuvorkommen.

Kommen wir auf seine Helden, so hat man auch da vieles bemerkt, was wider die Wahrscheinlichkeit läuft. Etliche rechnen das Hauptwerk des ganzen Gedichtes, nämlich den Trojanischen Krieg, hieher und meinen, es sei ungereimt zu glauben, daß sich zwei tapfere Völker um eines schönen Weibes willen zehn Jahre lang die Köpfe zerschmeißen würden. Allein dieses geschieht ohne Grund. Es hatte sich in diesen Krieg der Ehrgeiz und die Rachgier mit eingemischt. Die Griechen wollten stärker als die Trojaner und diese tapferer als jene sein; und die Prinzessin Helena kam fast gar darüber ins Vergessen. Andre können es nicht verdauen, wenn der große Held Achilles seinen Gästen selbst eine Mahlzeit zubereitet, die Küche bestellt, aufträgt und zu Tische dient. Allein sie müßten zuvörderst beweisen, daß man damals schon nach unserm heutigen Zeremoniell sich durch Edelknaben, Kammerdiener und Lakaien aufwarten lassen oder einen eigenen Mundkoch gehalten. Die Einfalt der alten Zeiten macht dergleichen Verhalten Achills ganz wahrscheinlich, so ungereimt es heutigestages klingen würde, wenn man einen Marlborough oder Prinz von Baden² dergestalt beschreiben wollte. Es wäre gut, wenn man den Homer überall so leicht entschuldigen könnte. Allein wenn er seine Helden mitten im hitzigsten Gefechte zusammenkommen und halbe Stunden lang miteinander zanken läßt, als wenn sie weder Spieß noch Schwert in Händen hätten: So kann man nicht leicht einen Vorwand finden. Sie schimp-

2. John Churchill, Herzog von Marlborough (1650-1722), engl. Feldherr; im Spanischen Erbfolgekrieg schlug er in der Schlacht bei Höchstädt zusammen mit Prinz Eugen von Savoyen als kaiserlichem Feldherrn die Franzosen.

fen einander aufs ärgste, ein jeder prahlt dem andern seine Abkunft, Waffen und Taten vor; ja sie erzählen einander wohl gar die Geschlechtsregister ihrer Pferde, daß einem Leser Zeit und Weile darüber lang wird. Das schicket sich nun vor wütende Soldaten und solche herzhaftige Kriegsleute nicht, als seine Helden waren. Warum schlagen sie nicht lieber zu? Warum verderben sie die Zeit mit einem unnötigen Geplauder? Hier läuft alles wider die Natur menschlicher Affekten, die zu allen Zeiten einerlei gewesen; und Homer kann auf keine Weise gerettet werden. Ebendie Unwahrscheinlichkeit herrscht in den langen Anreden, die Hektor z. E. an seine vier Pferde hält. »Xanthus und Podargus«, heißt es, »und du, Ethon und Lampus, hier habt ihr die schönste Gelegenheit, mir alle die Mühe zu vergelten, die Andromacha, des großmütigen Ektions Tochter, an euch gewandt, indem sie euch täglich selbst gefüttert und lieber euch als mir das Brot und den Wein von meinem Tische gegönnet hat. Wie oft hat sie mich verlassen, um euch zu besuchen? Die Pferde der Götter sind selbst niemals besser gehalten worden. Zeiget denn eure Erkenntlichkeit itzo, verfolget den Feind aufs schleunigste, schonet euch nicht, eilet, damit ich den Schild Nestors bekomme, der ganz von dichtetem Golde ist und dessen Ruhm bis an die Sterne steigt; wie auch den wunderwürdigen Küraß Diomedis, der ein Meisterstück des künstlichen Vulkans ist. Erobern wir diese preiswürdige Beute, so ist kein Zweifel, die Griechen werden sich diese Nacht auf ihre noch übrige Schiffe begeben und unser Ufer verlassen.« Scheint es hier nicht, als wenn Homerus seine Pferde den Menschen gleichgemacht hätte, indem er sie auf ebendie Art durch die Beredsamkeit lenken läßt, als ob sie Verstand und Freiheit hätten? Und wer kann also glauben, daß hier die Regeln der Wahrscheinlichkeit beobachtet werden.

CHRISTIAN FRIEDRICH VON BLANCKENBURG

Am 24. Januar 1744 in Moitzlin bei Kolberg geboren; Offizier, Studium der klassischen Sprachen (Humaniora) und des Militärwesens. 1774 *Versuch über den Roman*; 1775 *Beiträge zur Geschichte deutschen Reichs und deutscher Sitten*. Erster Theil (R.). 1776 Abschied vom Militärdienst aus Gesundheitsgründen, ab 1778 Privatmann in Leipzig; am 3./4. März 1796 in Leipzig gestorben.

Versuch über den Roman (Auszüge)

Mit dieser Abhandlung verfolgt Blanckenburg den praktischen Zweck, dem »jungem, angehenden Romanendichter« eine Anleitung zu sein. Damit in Deutschland auch der Roman zu einem wirksamen und geschätzten Erziehungs- und Bildungsmittel werden könne, müsse er den hohen Kunstformen seiner Zeit angeglichen werden. Sulzers kulturpolitische Forderungen (ein »Gefühl für sittliche Ordnung, für das Schöne und Gute [muß] in die Gemüter gepflanzt werden«) werden solcherart auf den Bereich der Romantheorie übertragen. Denn der Roman stelle »nun einmal die Unterhaltung der Menge« dar, weshalb es gelte, »dem größten Teil des menschlichen Geschlechts gesunde Nahrung zu verschaffen«. Blanckenburgs entscheidende Forderungen gelten Individualisierung und Motivierung. An die Stelle der äußeren Einheit der Handlung soll die »innere Geschichte« treten, deren Zielpunkt (relative) individuelle Vollkommenheit, die Verwirklichung eines Bildungsplans ist. Epische Fülle gewinnt Blanckenburgs Idealtypus von Charakterroman durch Ausgestaltung reicher »Einzelzüge«, seine innere Geschlossenheit und Ganzheit durch rationalistische, empiristisch-psychologische, auf dem Prinzip von Ursache und Wirkung beruhende Motivierung.